

REINHARD MOHR

*Mit einer
Empfehlung von
Henryk M. Broder*



Bin ich jetzt **reaktionär?**

Bekenntnisse
eines Altlinken

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



REINHARD MOHR

Mit einer
Empfehlung von
Henryk M. Broder



Bin ich jetzt **reaktionär?**

Bekenntnisse
eines Altlinken

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



REINHARD MOHR

**Bin ich jetzt
reaktionär?**

Bekenntnisse
eines Altlinken

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

Copyright © 2013 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der
engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Coverfoto: Creativ Studio Heinemann / Westend 61 / Corbis
ISBN 978-3-641-09833-9

www.gtvh.de

Inhalt

Vorwort

1. Kapitel
Mein progressiver Alltag
2. Kapitel
Süße Vergangenheit
3. Kapitel
Abgründe der Politik
4. Kapitel
Verrückte Welt
5. Kapitel
Lockruf der Natur

Nachwort

*»Unser Kopf ist rund, damit das Denken
die Richtung wechseln kann.«*

Francis Picabia

Vorwort

Ein sommerlicher Samstagnachmittag in der Berliner Friedrichstraße. Die Sonne glüht, während ein Bataillon orangefarbener Fahrzeuge der Stadtreinigung BSR – Slogan: »We kehr for you« – den müllübersäten Asphalt mit schwerem Gerät räumt. Dichte Staubwolken, umherwirbelnde Dreckhaufen, ein Meer aus zerborstenen Bierflaschen – ein übelriechendes, klirrendes Inferno. Eigentlich müssten Gesichtsschutz und Atemmasken ausgegeben werden. Die Passanten kämpfen sich irgendwie durch, und aus reiner Neugier stellt man sich die Frage: Was war hier eigentlich los? Ein Straßenfest der *Hells Angels*? Eine Restmüll-Performance von *Foodwatch*? Ein aus dem Ruder gelaufener *Cuba-si!* – Aufmarsch der Linken?

Die Antwort kommt von einem uniformierten Vertreter der Sicherheitskräfte. Vorwurfsvoll, beinahe verächtlich angesichts meiner peinlichen Unbildung stößt der Mann hervor: »Det war die *Fuckparade*! Det kennse nich??!!«

Ich schämte mich. Und dann kam sie doch wieder, die Erinnerung an die jährlichen Umzüge von Punkern, Anarchos und anderen Freizeit-Revolutionären unter dem bierseligen Motto »Fuck off Deutschland! Fuck you all!«.

Auf dem Weg nach Hause kroch dann der Gedanke in mir hoch: Wer zahlt eigentlich die Reinigungskosten für diese ausufernde Privatparty? Der Fuck-off-Staat? Die Steuerzahler? Der Euro-Rettungsschirm ESM?

Und da, ganz plötzlich, schoss mir ein zweiter böser Gedanke durch den Kopf:

Hilfe, ich werde reaktionär!

Wie kann ich auch nur eine Sekunde auf die Idee kommen, dass die fortschrittlichen jungen Menschen nach der erfolgreichen Ausübung ihres Grundrechts auf

Meinungs- und Demonstrationsfreiheit einen Beitrag zur Beseitigung ihres eigenen Drecks leisten sollten?! Geht's noch?!

Ausgerechnet ich, der vor Jahren noch selbst auf unzähligen Demonstrationen war! Und ganz ehrlich: Auch wir hatten damals keine Besen dabei. Liegt der Unterschied also nur darin, dass wir die Bierflasche erst nach der Straßenschlacht aufmachten und nicht, wie heute üblich, schon davor?

Kurz: Bin ich einfach nur ein alter Sack, der der Jugend ihren Spaß nicht gönnt?

Aber es kommt noch dicker. »Wem gehören die Hunde hier?«, schrie ich jüngst am Lietzensee, und blitzschnell wurde mir gewahr: Ich klang wie mein Vater vor vierzig Jahren – Bewunderer von Franz Josef Strauß. Gewiss, die Kampfköter waren nicht angeleint, während in der Nähe Kinder herumliefen. Aber ich hätte trotzdem toleranter sein können im Sinne des Berliner Landrechts: Mir doch egal, sind ja nicht meine Kinder! Lass sie machen.

Das Erschreckendste dabei: Meine autoritären Tendenzen weiten sich ständig aus.

Ich empfinde Graffiti an Hauswänden und S-Bahn-Wagen nicht mehr durchgängig als Kunst, verteidige die Schulmedizin gegen Globuli und anderen Esoterik-Nippes, schätze freundliche Umgangsformen und bitte schon mal den Nachbarn, das Radio leiser zu stellen. Als überzeugter Europäer bin ich ein Euro-Skeptiker geworden, der Griechenland und Portugal, Spanien und Italien nicht *nur* für Opfer exzessiver Finanzmärkte hält, und finde die konsequente Verfolgung von Neonazis durch die Polizei wichtiger als Lichterketten und Mahnwachen.

Immer öfter ertappe ich mich dabei, dass ich über grammatikalische oder orthografische Fehler auch in seriösen Medien den weißgrauen Kopf schüttele. Von Anfang an hat mich die allgemeine Begeisterung über die *Piraten-Partei* und den »frischen Wind« verwundert, den

die putzigen Kerlchen mit angewachsenem Laptop angeblich in die Politik gebracht haben sollen. Ich rieche eher den Muff spätpubertierender Jungmänner, die es noch schwer haben werden, ihre postinfantile Internet-Fixierung abzulegen.

Am unheimlichsten aber ist die Wahrheit: Ich bin gar nicht reaktionär. Es ist die irre Wirklichkeit, die mich auf all die merkwürdigen Gedanken bringt.

Was aber bedeutet das? Bin ich vielleicht doch nach rechts abgedriftet? Oder die Gesellschaft nach links? Liegt es am Alter? Andererseits: Keine der Errungenschaften unserer liberalen Gesellschaft möchte ich missen. Freiheit ist mir immer noch das Wichtigste. Gerade meine Generation der *78er*, jener Post-Achtundsechziger, die in den wilden siebziger Jahren groß wurden, hat gegen verkrustete autoritäre Verhältnisse revoltiert. Bin ich also Opfer meiner eigenen Vergangenheit geworden?

Aber wie kommt es, dass es auch vielen anderen aus meiner Generation so geht? Gewiss, der Linksradikalismus der 70er Jahre ist schon lange erledigt. Doch jetzt geht es darum, auch die Wärmestube der grün-alternativen Heimat zu verlassen, an der so viele Jahre lang das Herz hing. Das zeigt sich nicht nur an der Wahlurne, sondern im alltäglichen Leben. Immer häufiger findet man sich in der Nähe von Positionen, die man einst erbittert bekämpft, ja, verachtet hat.

Und noch einmal: Ist hier feige Anpassung ans böse System am Werk oder gibt es tatsächlich neue Einsichten und Argumente? Denn natürlich hat sich die Gesellschaft – wie die Welt – weitergedreht, nicht zuletzt durch die Generation der Revolte, auch wenn die Generation Facebook das gar nicht weiß.

Kurzum, es geht um den immer wieder neuen Blick auf das, was wir »Wirklichkeit« nennen. Ein sehr persönliches Plädoyer für das – manchmal schmerzhaft – Selberdenken.

Für ein Leben, das sich von der Realität immer wieder irritieren lässt.

Berlin, im März 2013

1. Kapitel

Mein progressiver Alltag oder Ordnung muss sein

Die ersten Symptome entwickelten sich schleichend. Am Anfang waren es nur Kleinigkeiten. Immer öfter störten mich Leute am Nachbartisch, ob im Café, im Restaurant oder auf der Bank vor der Berghütte. Entweder redeten sie zu laut, hatten eine unangenehme Stimme oder sahen so grandios unsympathisch aus, dass ich wie gebannt immer wieder hinschauen musste. Ein Paradebeispiel war jener ergraute Zopfhanseel beim Italiener, der in größerer Runde ausschweifend und gut hörbar dozierte. Es ging um Gott und die Welt, und er erklärte alles, wirklich alles. Er war schon über fünfzig und hatte seinen kleinen gesellschaftskritischen Haar-Rest aus den frühen achtziger Jahren mit einem dünnen Gummibändchen festgezurrert.

Zwischen zwei Gabeln Spaghetti Vongole fragte ich mich, ob er nachts den haarigen Mini-Strunk löst und morgens wenigstens das Gummibändchen wechselt. Das kleine Gesamtkunstwerk aus Zopfzausel und fortschrittlichem Weltethos brachte mich jedenfalls eigentümlich in Rage, und schon nach dem nächsten Schluck Weißwein schoss mir der böse Gedanke durch den Kopf, eine Schere zu besorgen, um dem kleinen Wichtigtuer das revolutionäre Schwänzchen abzuschneiden. Einfach so, ganz spontan, in einer Art spätanarchistischer Aufwallung. Meine Freundin, eine Anwältin, machte mich vorsorglich auf die juristischen Folgen dieser illegalen und nicht einmal religiös begründbaren Beschneidung aufmerksam, und so ließ ich

ab. Aber was war los mit mir, was ging in mir vor? Diese völlig überzogene emotionale Reaktion, diese Aggressivität gegenüber einem Zeitgenossen, der sich nichts hat zuschulden kommen lassen, außer mir auf die Nerven zu gehen?

Sah ich in ihm etwa ein Spiegelbild meiner eigenen Vergangenheit? Musste ich meine eigene Pferdemähne aus den siebziger Jahren gleichsam retrospektiv bestrafen? Andererseits: Das war nun lange her, und wer mit fünfzig immer noch mit einem pseudorebellischen Alibizöpfchen herumläuft, hat sich zumindest die ästhetische Verachtung redlich verdient. Aber dennoch: Woher mein Furor? Sollte es da plötzlich eine neue Denkweise geben, die nur noch gelten lässt, was sie selbst hier und heute richtig und vernünftig findet? Einen Absolutheitsanspruch auf die Wahrheit, aufs »richtige« Leben, am besten noch: Anstand, Sitte und Moral? Damit wären wir ja wieder in den fünfziger oder frühen sechziger Jahren, als die Väter ihren Töchtern Minirock und Jeans verboten und die Söhne anhielten, regelmäßig den Seitenscheitel nachzuziehen. Selbst Friedrich der Große, erwiesenermaßen kein 68er, hatte zuzeiten davon gesprochen, dass jeder »nach seiner Fassung selig« werden solle. Wo bleibt also meine Toleranz?

Genau da steckt das Problem. Ja, ich gebe es zu: Ich werde immer intoleranter. Nicht aus Prinzip, nicht aus Böswilligkeit oder Misanthropie, sondern unwillkürlich, im konkreten Fall, eher lebensweltlich und empirisch inspiriert als ideologisch oder philosophisch. So erschien mir der Zopfhanse intuitiv als unangenehmer Spießer von links, jemand, der die einmal gefasste Lebenseinstellung praktisch unverändert über die Jahrzehnte rettet. Obwohl er selbst immer wieder vom großen Wandel schwadroniert, verharret er in einem erzkonservativen Zirkel des Ewiggleichen, in einem Rondell erstarrter Gewissheiten, die so unumstößlich sind wie Omas Kochrezept für Königsberger Klopse.

Ich habe ihm nichts getan, nicht einmal das Wort an ihn gerichtet. Man will ja nicht den schönen Abend verderben. Im Grunde war mein Wunsch des Zopfabschneidens eine organische Metapher, hilfloses Sinnbild für meine Wut über dieses penetrante, irgendwie verschwiemelt-klebrige Beharrungsvermögen, das sich gegen alle Einwände und Neuerungen abgeschottet hat. Kurz: Ich wollte den Mann zur Ordnung rufen, ihn von seinem Irrweg abbringen und auf den rechten, nein, richtigen Pfad der Tugend bringen. »Wach auf!«, hätte ich ihm zurufen wollen. »Und fass mit deinen verschwitzten Patschhändchen das Weinglas wenigstens am Stängel an.«

Und das ist es. Immer öfter will ich andere zur Räson bringen. Das autoritäre, zugleich belehrend-erzieherische Element wird stärker: Der Hausmeister in mir, ein offenbar lange verdrängtes Alter Ego, rührt sich deutlich häufiger. Anders als der Schalterbeamte, den Kurt Tucholsky zur Charakterisierung der deutschen Seele gern auftreten ließ, ist der Hausmeister immerhin ein gesellschaftlicher Aktivposten, im besten Fall ein Organisator sozialer Ordnung. Er wacht über die Einhaltung von Regeln und leert die Papierkörbe, meldet Schmierereien an den Direx und brüllt schon mal durch die Gegend, wenn im Pausenhof Fußball gespielt wird. Deshalb haben wir ihn gehasst. Matthias Beltz hat ihm, mit schmutzdelig-grauem Arbeitskittel, schwarzer Augenklappe, Schlüsselbund und schwerem Eisenhandschuh – alte Kriegsverletzung –, ein satirisches Denkmal gesetzt. Klar, der Hausmeister war der Reaktionär von nebenan, der Klartext sprach und *HB* rauchte.

Bis vor einigen Jahren hat sich an dieser Sicht bei mir auch nicht viel geändert. Doch dann bemerkte ich, dass ich immer häufiger in Situationen eingriff, die mich streng genommen nichts angingen. Eine innere Stimme schien mir zu sagen: Wenn du es nicht machst, macht es niemand. Also tu es. Und so mischte ich mich ein. Ob bei endlos auf

dem Mittelstreifen der Autobahn dahinzuckelnden Schnarchfahrern, haltlos herumschlingernden Rostradlern, die mit quietschender Kette und schepperndem Schutzblech noch Hunderte Meter weit zu hören sind, oder Fußgängern, mit und ohne iOhrstöpsel, die sich beim Überqueren selbst größerer Straßen auch bei *Smoke on the Water* allein auf ihr Gehör verlassen – mein Hang zur autoritären Spontanintervention nahm bedenkliche Ausmaße an.

Genügte im einen Fall der demonstrativ überscharfe Wechsel auf die rechte Spur, so musste es im anderen Fall schon ein Ausruf wie »Haben Sie es mal mit Öl probiert?« sein. Leider war die ebenso spontane Antwort »Zisch ab, alter Sack!« keine wirkliche Bestärkung meiner sozialpädagogischen Bemühungen. »Echt nicht hilfreich«, hätte Angela Merkel gebrummelt.

Am einfachsten war es noch bei den esoterisch angehauchten Feng-Shui-Fußgängern, die sich auch mitten auf der Straße, frei nach Margot Käßmann, in Gottes Hand fühlen. Dass sie dennoch sehr tief fallen können, kommt ihnen nicht in den Sinn. Um diesem modernen Aberglauben, immer und überall von einer höheren Instanz geschützt zu werden, einen Schuss Realitätssinn zu verpassen, hat der radelnde Ordnungshüter in mir mehrere Handlungsoptionen entwickelt:

1. Scharfes, zentimeterdichtes Vorbeifahren ohne akustisches Warnsignal.
2. Kurz vorher laut klingeln.
3. Mündliche Zusatzinformationen, teils mehrsprachig, wie »Attention, Atención, Attenzione! Vorsicht an der Bordsteinkante! Wacht auf, Verdammte dieser Erde!«

Die meist völlig überraschten Zeitgenossen, die sich im Geiste überall wähen, nur nicht auf einer ordinären

Straße, reagieren überwiegend so, als wären sie in einen Hinterhalt der Taliban geraten. Ob die Schreckmomente zumindest mittelfristig einen erzieherischen Wert haben, ist nicht zu überprüfen. Skepsis ist angebracht.

Doch auch im unmittelbaren Nahbereich setzt mein autoritäres Verhalten neue Maßstäbe. Wenn der liebe Nachbar wieder einmal überdimensionale Verpackungen so lange neben der blauen Papiertonne liegen lässt, bis der Regen sie komplett aufgeweicht und zu einer Art Beuys'schem Fettkubus vermanscht hat, greife ich zuweilen zur Selbsthilfe und reduziere den Rest auf die tonnenkompatible Größe, gern mit offensiven Arbeitsgeräuschen, die im Hinterhof unüberhörbar sind. Man gönnt sich ja sonst keine Freude.

Dass der Hausmeister in mir noch nicht vollends ausgereift ist, zeigt sich allerdings daran, dass ich die Strategie schriftlicher Ermahnungen an die Hausgemeinschaft nach einem allerersten Versuch vorerst nicht mehr weiter verfolge. Auf den Zettel mit dem in Blockschrift formulierten Hinweis, dass die Müllabfuhr keine Großverpackungen außerhalb der Tonne mitnimmt, reagierte ein Nachbar mit einem anonym gekritzelten Rückgriff auf die Abgründe deutscher Geschichte:

»Blockwart und ABV hatten wir schon mal!«, wobei ABV für den »Abschnittsbevollmächtigten« in der DDR steht. Bevor ich den Satz »Es war nicht alles schlecht ...« auch nur denken konnte, schämte ich mich ein wenig. War es nun schon so weit gekommen, dass ich, ein Ex-Anarchist und Alt-Revoluzzer, in die Ecke von Nazi-Schergen und Stasi-Spitzeln gerückt wurde?

Doch man sieht, wie schnell die Reflexe greifen. Wer auf die Einhaltung von Regeln und Mindeststandards des Zusammenlebens pocht, muss sich erst mal selbst moralisch rechtfertigen. Wer sie bricht, darf in weiten Teilen unseres Alltagslebens mit einer Mischung aus

achselzuckendem Verständnis und einer an Gleichgültigkeit grenzenden Toleranz rechnen.

Klassischer Ort dieser moralphilosophischen Schub-Umkehr sind öffentliche Verkehrsmittel. Wer hier gegen jedwede Art von Belästigung – vom überlauten Handygespräch über ohrenbetäubende Klarinettensolos bis zur körperlichen Attacke – in alter Väter Sitte »einschreiten« will, muss zunächst die Schwelle vom sicheren Beobachterstatus zum aktiven Subjekt überwinden. Er macht sich als Individuum kenntlich und damit angreifbar, und sei es nur die Peinlichkeit, in einem sonst von Schweigsamkeit erfüllten U-Bahn-Wagen das Wort zu erheben.

Viel lieber verharret man in der anonymen Masse, die im Zweifel nichts sieht und nichts hört. Wer etwa mit einer klaren Ansage im S-Bahn-Waggon zwei 14-jährige Mädchen gegen eine Handvoll deutschtürkischer Jungs in Schutz nimmt, muss mit der reflexhaften Replik »Nazi!« rechnen. Eine Petitesse allerdings gegen die Reaktion anderer Jugendlicher mit »Migrationshintergrund«, denen ein 76-jähriger Rentner das Rauchverbot in der Münchner U-Bahn kommunikativ nahebringen wollte: Sie schlugen ihn halbtot.

Selbst diese sinnlose Brutalität änderte für den Feuilletonchef der *ZEIT*, Jens Jessen, nichts daran, dass der Hauptfeind der Gesellschaft das deutsche Spießertum bleibt. Denn der »deutsche Spießer«, offenbar eine weltweit einzigartige Spezies, zeige »überall sein fürchterliches Gesicht«. So gebe es viel »zu viele besserwisserische Rentner«, die »den Ausländern hier das Leben zur Hölle machen«. Selbst das Rauchen wird auf diese Weise zur revolutionären Widerstandshandlung gegen den senilen Ordnungsfaschismus.

Da ist er also wieder, der post-nazistische Blockwart unseligen Angedenkens, der systematisch die Waggon durchkämmt, um seinen analfixierten faschistoiden Trieb

zu befriedigen: Er will nichts anderes, als Vertreter sozialer, ethnischer und politischer Minderheiten zu drangsaliieren. Dieser gesamtideelle Hausmeister der repressiven Gesellschaft schreit geradezu danach, als reaktionärer Un-Held eines Lehrstücks in Brecht'scher Tradition für alle Zeiten bloßgestellt zu werden.

Und schon ist man mittendrin in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als das Schild »Rasen betreten verboten!« tatsächlich noch eine Hürde war, die bewusst genommen werden musste, und sei es für ein Protestcamp zur Befreiung »politischer Gefangener«. Inzwischen ist diese Schwelle längst auf die Höhe der jeweiligen Grasnarbe abgesenkt, also unsichtbar und aufgelöst. Selbst die Staatsmacht reagiert auf diese normative Kraft des Faktischen. Nachdem die von Blumenbeeten umrahmten Rasenstücke am Viktoria-Luise-Platz in Berlin-Schöneberg trotz aller Verbotsschilder von der Bevölkerung schon vor Jahren ganz selbstverständlich zur Liegewiese erklärt worden waren, entfernte das Bezirksamt schließlich die blechernen Zeugen einer anderen, autoritären Epoche.

Die pragmatische Entscheidung mag schlicht vernünftig gewesen sein. Doch sie ist eben auch ein doppeltes Symbol: für die Liberalität unserer Gesellschaft *und* ihre wachsende Schwierigkeit, überhaupt noch eine anerkannte Autorität auszubilden, die ihre demokratisch legitimierten Entscheidungen durchsetzen kann – im Kleinen wie im Großen, vom Grillverbot im Park bis zu komplizierten Bauprojekten.

Das war vor vierzig Jahren noch ganz anders. Damals erinnerten ältere Deutsche die junge Generation nicht vorrangig an das amtliche Rauchverbot in der U-Bahn – gepafft wurde sowieso überall, selbst in Werner Höfers *Internationalem Frühschoppen* –, sondern an Auschwitz. »Vergasen müsste man euch alle!«, riefen sie uns langhaarigen Demonstranten am Goetheplatz in Frankfurt am Main zu, die Aktentasche in der rechten Hand, den